

## Postmoderne und Postmetaphysik Eine Konfrontation von Lyotard und Heidegger

Von Wolfgang WELSCH (Würzburg)

Da Zeitkritik heute Zeitkritik im Zeichen der Postmoderne-Debatte ist, nehme ich das Generalthema „Zeitkritik“ unter der Fragestellung der „Postmoderne“ auf. Und da der Typ von Postmodernismus, auf den ich mich beziehen werde, stark durch den Poststrukturalismus geprägt ist, spreche ich in dieser Sektion, die dem Verhältnis von Poststrukturalismus und Heidegger nachfragt. Ich beziehe mich auf Jean-François Lyotards Version und Programm von Postmoderne, wie er sie in der Untersuchung „La condition post-moderne“ entwickelt hat.<sup>1</sup> Ich werde zuerst Lyotards Konzeption darstellen und sie dann mit Heideggers Perspektive konfrontieren. Auch Heidegger wird ja – vorwiegend im amerikanischen Raum – für die Postmoderne in Anspruch genommen. Richard Palmer bestimmte das postmetaphysische Denken Heideggers gar als die radikalste Version von Postmoderne.<sup>2</sup>

Vorab noch eines: „Postmoderne“ ist kein Beschreibungs-, sondern ein Deutungsbegriff, und der Diskurs um die Postmoderne ist kein objektivistischer, sondern ein pragmatischer und poetischer Diskurs: er bringt das, wovon er spricht, dadurch, daß er und wie er davon spricht, zugleich mit hervor. Das bedeutet auch: Welches Bild des Künftigen man präferiert und propagiert, ist keine akademisch-unschuldige Frage; im Sinn der entstehenden Wirklichkeit kommt es sehr auf Unterscheidungen an.

### I. Lyotards Konzeption von Postmoderne

1) Bisheriges – also modernes ebenso wie prämodernes – Wissen hatte Lyotard zufolge je die Form der Einheit. Diese Einheit kam durch den Rückgriff auf große Rahmenerzählungen zustande. Noch in den entlegensten Detailforschungen war dieser Rückbezug auf eine alles legitimierende Leitidee deutlich. Die Moderne kannte drei solcher Metaerzählungen bzw. Rahmen-Mythen: die Emanzipation der Menschheit (in der Aufklärung), die Teleologie des Geistes (im Idealismus) und die Hermeneutik des Sinns (im Historismus). Die Situation der *Postmoderne* ist demgegenüber dadurch gekennzeichnet, daß dieses Einheitsband einer Rahmenerzählung hinfällig geworden ist, und zwar nicht nur in den genannten Gehalten, sondern seiner ganzen Form nach. Die Ganzheit löst sich nun als solche auf, und die Teile werden selbständig. Und dieser Prozeß betrifft natürlich nicht nur die Sphäre des Wissens, sondern ist ebenso im kulturellen, politischen, gesellschaftlichen Feld zu verzeichnen, gilt allenthalben.

2) Nun ist dieser Vorgang ja oft konstatiert worden. *Postmodern aufgefaßt* ist er genau dann, wenn er *positiv* gesehen wird. Baudrillard beispielsweise ist eben deshalb in Lyotards Augen kein postmoderner Denker, weil er in dieser Umstellung nur Sinnverlust sieht, nicht die Chance des Hervorkommens andersartigen Sinns erkennt. Im Zerbrechen des rahmen-

<sup>1</sup> Es handelt sich dabei um eine für den Universitätsrat der Regierung von Québec (Kanada) erstellte Studie. Die französische Publikation erfolgte unter dem Titel „La Condition post-moderne. Rapport sur le savoir“ (Paris 1979), die deutsche unter dem Titel „Das postmoderne Wissen. Ein Bericht“ (Bremen 1982).

<sup>2</sup> Vgl. R. Palmer, The Postmodernity of Heidegger, in: *Boundary 2*, Sonderheft „Martin Heidegger and Literature“ (1976) 411–432, sowie: Postmodernity and Hermeneutics, in: *Boundary 2*, Bd. V (1977) 363–394.

mythischen Gesamtsinns, so dagegen Lyotard, geht die Gesellschaft nicht ins Barbarentum über wie in Gehlens *Posthistoire*, regrediert sie nicht aufs Niveau von Lurchen wie in Horkheimers und Adornos verwalteter Welt, verfällt sie nicht der Sinnlosigkeit einer Brownschen Molekularbewegung wie bei Baudrillard; all diesen konservativen Lesarten, die nur Regression sehen und ein Ende denken, stellt Lyotard eine positive Lesart des Auflösungsprozesses entgegen: das Ende der jeweils *einen großen Erzählung* ist die Ermöglichung und der Beginn einer Vielfalt begrenzter, heteromorpher und autonomer *Sprachspiele*. Und die Zustimmung zu dieser Multiplizität, ihre Verbuchung als Chance und Gewinn, macht das „Postmoderne“ am postmodernen Bewußtsein aus.<sup>3</sup>

Lyotard setzt entschieden auf die Multiplizität und Irreduzibilität der Sprachspiele (wobei der Begriff des Sprachspiels natürlich auch Handlungsformen und Lebensweisen einschließt), es kommt ihm auf die Ausbildung von Diversität an, die nicht mehr durch generalistische Einheitsstrategien vereinnahmbar ist, sondern als originäre Vielfalt entsteht und anerkannt werden muß. Die Sprachspiele sind autogenetisch und daher gleichursprüng-

<sup>3</sup> Lyotard beschreibt den Auflösungsprozeß vorzugsweise mit Derridas Kategorie der „dissémination“. Zur Artikulation der neu entstehenden postmodernen Situation hingegen bedient er sich des Wittgensteinschen Theorems der Sprachspiele. Und in der Tat hat ja Wittgenstein mit eben dieser Konzeption Abschied genommen vom monothetischen und generalistischen Denken und den Weg zu einem diversitäten- und partikularitäten-offenen Denken eingeschlagen. Sein im Vorwort zu den „Philosophischen Untersuchungen“ gegebener Hinweis, daß Einheit jetzt allenfalls noch erzwungen werden könnte und selbst dies schon nicht mehr kann, macht das ebenso deutlich wie sein Bild von den „Landschaftsskizzen“, die auf „kreuz und quer“ geführten, „verwickelten Fahrten“ entstanden sind. Dieses Bild der „Landschaftsskizzen“ deutet allerdings auch an, daß Wittgenstein so weit wie Lyotard noch nicht ging: die Skizzen waren immer noch Skizzen ein und derselben Landschaft – nur von einer unaufhebbaren Vielfalt von Standpunkten aus gefertigt –, nicht Binnenansichten ganz verschiedener Landschaften, zwischen denen ein Übergang gar nicht mehr möglich ist. – Da Lyotard, so gesehen, ein forcierter Wittgenstein ist, und da es hier um die Gegenüberstellung von Lyotard und Heidegger geht, mag es interessant sein, vorbereitend schon einmal auf dieses Lyotard avant la personne – also auf Wittgensteins – Verhältnis zu Heidegger einen Blick zu werfen. Als Kriterium kann dabei das den postmodernen Diskurs in besonderer Weise bestimmende Problem einer Überschreitung technokratischer Universalität dienen. Kurzgefaßt zeigt sich dabei Folgendes: Heidegger I hat in „Sein und Zeit“ eine Philosophie entwickelt, in der a) – a) wie Adorno – die technische Verfaßtheit der Epoche ignoriert bzw. verdrängt ist (die ontologische Leitfunktion des Handwerks stößt Technik ab bzw. sucht gegen deren Eindringen sich abzuschotten), aber einen Schritt weiter gesehen, also b) – und b) wie Baruzzi – triumphiert in dieser Philosophie gleichwohl die technische Methode (und zwar, indem es hier um Selbsterstellung in einem äußersten Sinn geht, geradezu exzessiv); so daß also Heidegger I eine im Expliziten ganz technik-abstinente, implizit jedoch absolut technische Philosophie entwickelt. Wittgenstein I hingegen arbeitet im „Tractatus“ eine schon explizit völlig technizistische Philosophie aus – jedoch mit dem (am Ende klar entfalteten, aber nicht immer genügend gewürdigten) Ziel, gerade die Notwendigkeit einer Überschreitung dieser Dimension darzutun. Wittgenstein ist also eine Phase weiter: Während bei Heidegger das Technische erst implizit (aber um so beherrschender) da ist, artikuliert Wittgenstein es schon explizit und weist bereits auf die Notwendigkeit seiner Überschreitung hin. Und bei einer solchen Phasenverschiebung bleibt es auch weiterhin. So entspricht die Position von Heidegger II strukturell genau der von Wittgenstein I: Heidegger macht jetzt das Wesen der Technik zum Thema seines Denkens, und auch er sucht dadurch einem Denken jenseits des „Gestells“ den Boden zu bereiten. Wittgenstein II aber ist auch jetzt wieder eine Phase weiter: In der Konzeption der Sprachspiele bewegt er sich bereits im Medium dessen, was Heidegger erst noch erwartet und erhofft, denn die Sprachspiele sind eben gerade nicht mehr in subjektive Strategien eines Willens zur Macht zurückrechenbar, sondern stellen generative Lebenswelten dar, in denen Unverfügbarkeit positiv und selbstverständlich ist. – Wenn sich so insgesamt eine Avanciertheit Wittgensteins um je eine Phase zeigt, dann steht wohl zu erwarten, daß auch die Postmoderne des Wittgenstein-Nachfolgers Lyotard über Heideggers Postmetaphysik hinaus ist.

lich und irreduzibel. Verstehen und Konsens gibt es nur innerhalb ihrer, nicht über sie hinweg. Es gibt keine Metasprache, die sie alle befaßte, und keinen Sprecher, der sie alle beherrschte. Die Sprachspiele sind polymorph-divers, darin liegt ihre Stärke, dieser gilt es zuzuarbeiten. Die postmodernen Imperative lauten „Laissez jouer“ und „Faites vos jeux“. Freigabe und Potenzierung der Sprachspiele in ihrer Heterogenität, Autonomie und Irreduzibilität prägen das Bild der Postmoderne.

Unschwer wird man die Kongruenz zahlreicher aktueller Strömungen mit dieser Lyotardschen Bestimmung der Postmoderne erkennen: der wissenschaftstheoretische Übergang vom kumulativen Kontinuum zum Paradigmenwechsel (Kuhn) entspricht dem Ende der großen Erzählung und der Freisetzung heterogener Geschichten, und die radikalere Form einer anarchistischen Erkenntnistheorie (Feyerabend) verfolgt die neue Multiplizität und Freiheit der Sprachspiele bis ins Extrem; der „Abschied vom Prinzipiellen“ und das Plädoyer für Polymythie statt Monomythie sind die Marquardschen Äquivalente der Lyotardschen Konzeption; der Trend zum befristeten Vertrag und zum Wechsel anstelle der lebenslangen Bindung im beruflichen, familiären und politischen Bereich realisiert dieses postmoderne Dispositiv gesellschaftlich; und die postmoderne Architektur artikuliert, indem sie auf Polyvalenz setzt und mit mehreren Paradigmen zugleich arbeitet, dieselbe Umstellung im anschaulichen Bereich.

3) Allerdings: Wenn in der postmodernen Architektur das Potpourri nicht immer fern ist und die Nivellierung durch Beliebigkeit zweifellos die generelle Gefahr der postmodernen Potenzierung der Möglichkeiten darstellt, so ist ein solch abgespannter Neutralismus Lyotards Sache doch gewiß nicht. Er entgeht dieser Gefahr von vornherein durch die Forderung der *Paralogie* und das betonte Interesse an *Instabilitäten*. Die postmoderne Aufmerksamkeit gilt Lyotards Diagnose zufolge gerade denjenigen Sprachspielen, die sich an der gewohnten Ordnung des Logos reiben, die mit ihr nicht einfach verbindbar, sondern paralog sind. Und das Ziel ist nicht Innovation (die immer auf bestehenden Standards aufbaut), sondern das Entdecken von Instabilitäten. Das progressive Wissen des 20. Jahrhunderts ist insgesamt von dieser Art. Von der Quantenphysik und dem Gödelschen Unentscheidbarkeitstheorem bis zur Theorie der Fraktale (Mandelbrot) und der Katastrophentheorie (Thom) geht es allenthalben um die Entdeckung, daß die Klarheit des Determinismus und die Logik des Kontinuums nur in begrenzten Bereichen gelten, daß sie eher inselartige Ausnahmen und daß stattdessen aufs Ganze gesehen Diskontinuitäten und katastrophische Antagonismen die Regel sind. Und charakteristisch für die Situation der Postmoderne ist eben, daß all solches jetzt *gesucht* wird. Der Wert des Wissens bemißt sich nicht mehr kumulativ oder innovativ, sondern paralog: Interessant und geschätzt ist dasjenige Wissen, das die bisherigen Wissensstände stört, indem es Unvereinbares zutage fördert. Der Dissens, nicht der Konsens bestimmt das Telos postmodernen Wissens.

Zusammengefaßt: Die Postmoderne ist nach Lyotard durch das Hinfälligerwerden der großen Einheiten und durch das Hervortreten divergenter Sprachspiele und Lebensformen gekennzeichnet. In dieser Multiplizität und Heterogenität liegt ihr großer Wert, den es zu befördern gilt. Dabei ist freilich nicht eine Ökonomie der Fülle leitend – es geht nicht um die volle Entfaltung des Reichtums der Möglichkeiten –, sondern eine Strategie der Störung entscheidend: es kommt auf die Effekte der Irritation, der Paradoxie, der Abweichung an.

## II. Lyotards Postmoderne versus Heideggers Postmetaphysik

In welchem Verhältnis stehen nun Lyotards und Heideggers Konzeptionen zueinander? Ist Lyotard nicht bloß postmodern, sondern auch postmetaphysisch und erreicht er somit

die Anspruchsdimension Heideggers? Und ist Heideggers Diagnose und Prognose verbindbar mit der Lyotards, hält sie, an dieser gemessen, stand?

1) Von Heidegger aus gesehen, ist Lyotards Ansatz offenkundig unzureichend, da noch dem alten, gerade zu überwindenden Denken verhaftet: Lyotard hat den Schritt über die Ideologie des Machens, die Philosophie des Wollens und die Leistungsspiele der Subjektivität hinaus noch nicht vollzogen. Er ist noch ganz darin befangen, daß es Vielheit *herzustellen* gelte, daß die Menschen diese neue Verfassung zu *bewerkstelligen* hätten. Er vertritt noch ein ganz und gar technisches Denken.<sup>4</sup> Indem er zur Erfindung immer neuer und neu irritierender Formen des Wissens und Sprechens anhält, unterliegt er der Ideologie des Machens nicht nur, sondern propagiert sie auch noch. Ihm scheint völlig entgangen zu sein, daß die neue, die postmoderne Konfiguration gerade nicht *gemacht* werden kann. Er bleibt noch ganz der Epoche des Gestells verhaftet.

Allerdings: Bekanntermaßen erkennt Heidegger manches als *gemacht*, was in Wahrheit ein *Entstehendes* ist und was als solches die trans-subjektivistischen Züge, auf die es Heidegger ankommt, durchaus schon hat. Man muß sie nur zu sehen verstehen. Heidegger aber fehlt der Blick für Genetisches.<sup>5</sup> Und vielleicht ist Lyotards Rekurs auf das Theorem der Sprachspiele nun gerade von der Absicht getragen, den trans-subjektiven Zügen autogenetischer Prozesse gerecht zu werden und sie zum Ausdruck zu bringen.<sup>6</sup> Dann ginge der Vorwurf, hier werde noch in der Bahn des Machens gedacht, am Wesentlichen dieser Konzeption gerade vorbei. Und Lyotard könnte in dem imaginären Disput, den ich hier skizziere, mit Recht sagen, was Heidegger bei ihm vermisste, sei bei ihm in Wahrheit längst eingelöst.

Vielleicht aber würde Lyotard dann – und ich denke, mit nicht weniger Recht – sogar weitergehen und sagen, nicht nur bei ihm sei das erfüllt – und zwar gut –, sondern allenthalben, in der ganzen Breite der gesellschaftlichen Wirklichkeit sei, was Heidegger unter der Parole „Jenseits von Subjektivität und Machen“ erwarte, längst eingelöst – allerdings in fataler Weise. Denn tatsächlich leben wir längst in einer trans-subjektiven Epoche und in einer Zeit, in der *wir* nicht mehr „machen“. Sondern wo wir „Sachzwängen“ unterworfen sind, wo das selbstregulative System herrscht und wo dessen Imperative gerade gegen alle humanen Intentionen sich durchsetzen. Subjektivität ist längst liquidiert, Trans-Subjektivität real. Und dieser Typ von Trans-Subjektivität ist zwar gewiß nicht das, was Heidegger erwartete und erhoffte, aber seine faktische Herrschaft macht zumindest für den, der Texte nicht bloß im Kunst-, sondern auch im Real-Licht liest, Heideggers Optionen einigermaßen zweifelhaft.<sup>7</sup> Die schlechte Realform wirft auf die präntendiert bessere einer erhofften Zukunft mehr als bloß einen Schatten.<sup>8</sup> Die bedenkliche Affinität gegenwärtig

<sup>4</sup> Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß Lyotard – bemerkenswert technophile Version von Postmoderne – für die Ausbildung einer vielheitlicheren und freieren postmodernen Gesellschaft in besonderer Weise auf Möglichkeiten der neuen Technologien in der Informatik setzt.

<sup>5</sup> Vgl. H. Rombach, *Phänomenologie des gegenwärtigen Bewußtseins* (Freiburg/München 1980) 168.

<sup>6</sup> Lyotards konstantes Interesse gilt (von seinen frühen ästhetischen Reflexionen über die Libido-Thematik und die Konzeption der Postmoderne bis zu seinem jüngsten Plädoyer für eine Ästhetik des Erhabenen) dem Unfaßlichen und Unbeherrschbaren. Dies ist als Pointe auch in seinem Sprachspiel-Verständnis wirksam. Weder folgt die Bildung von Sprachspielen einer Logik des Machens, noch gehorcht das Agieren innerhalb ihrer einfachhin Regeln der Benützung.

<sup>7</sup> Auch die Systemtheorie Luhmanns ist – *sit venia considerationi* – Proklamation eines „Seinlassens“, nur eines nicht ding-, sondern systembezogenen. „Seinlassen des Systems“ – gegen alle Subjektivismen, die eben längst antiquiert und endgültig zu überholen sind – ist ihr Gehalt und Gebot.

<sup>8</sup> Kritische Überlegungen der vorliegenden Art bedürften natürlich breiterer Ausführung. Sie müssen demjenigen, der Heideggers Konzeption als verbindliche Folie zugrundelegt, als völlig fehlgehend

realer und künftig geforderter Formen des „Seinlassens“ ist mit dem – in Heideggers Sinn natürlich ganz unerläßlichen – Hinweis darauf, daß die ersteren allenfalls die Zerrbild-Versionen der letzteren seien, doch wohl kaum mehr ganz abzufangen. Die Affinität legt eher die Vermutung nahe, daß „Seinlassens“ allenfalls die Formel eines anderen gegenwärtigen, nicht aber eines ganz anderen künftigen Weltverhaltens sein könnte.<sup>9</sup> Zumindest aber müßte man sich eben dem Problem stellen, daß, was Heidegger als Signatur einer künftigen Weltgestalt beschreibt und reklamiert, als Schematik der jetzigen längst eingelöst ist – wie verdreht und falsch auch immer. Solch falsche Einlösung ist freilich ein generelles Phänomen. Wir leben wohl überhaupt in der Zeit der falschen Einlösungen der großen Entwürfe der Philosophie. Kamper hat gezeigt, daß man unsere Wirklichkeit, indem sie – nach Baudrillards schwarzer Diagnose – durch die Ununterscheidbarkeit des Realen und des Imaginären gekennzeichnet ist, als Einlösung idealistischer bzw. frühromantischer Hoffnungen auffassen kann: längst ist das Wirkliche intellekt-bestimmt und die Phantasie an der Macht – aber die Form dieser Einlösung ist eben die miserabelste, geistlos und bildertoll zugleich.<sup>10</sup> Das wäre auf andere Groß-Theoreme der Denkgeschichte auszudehnen – coincidentia oppositorum und mystische Ungeschiedenheit in der modernen Funktionswelt des Immergleichen als zynische Austauschbarkeit und schale Indifferenz hervorgeschlagen, Apokatastasis als beliebige Verfügbarkeit alles Gewesenen realisiert –, und solch längst erfolgte schlechte Einlösung steht eben auch für Heideggers „anderen Anfang“ zu vermuten. Das wäre die gegenwärtig zu konstatierende Dialektik nicht bloß der Aufklärung, sondern der Philosophie insgesamt: daß sie in ihrer Einlösung ins Falscheste umschlägt. Die geläufigen Endthesen haben allesamt recht, aber Vollendung ist nirgends.

2) Auch unter einem zweiten Gesichtspunkt – und diesmal nicht von Heideggers Hauptbedenken, sondern von Lyotards Kerntheorem ausgehend – ergibt sich wohl zumindest ein Fragezeichen hinter Heideggers Postmetaphysizität.

Die künftige Welt, auf die Heidegger hinausdenkt, steht – bei allem, was sich vage darüber ausmachen läßt – zumindest tendenziell wieder im Zeichen von Einheit und Ganzheit, also eben jenem, durch dessen *Überschreitung* sich die Lyotardsche Postmoderne gerade konstituiert. Nicht nur sieht Heidegger sich imstande, eine gesamtheitliche Bestimmung der kommenden Ära zu geben, sondern er schreibt dieser auch ausdrücklich eine solch ganzheitliche Signatur zu. Das Geviert-Theorem ebenso wie die in aller Metaphorik doch auch aufschlußreiche Rede vom Gott, der allein uns noch retten könne, belegen, daß Heidegger das Künftige unter Formen von Ganzheit und Einheit denkt.<sup>11</sup> Dem tritt Lyotard betont entgegen. „Wir haben die Sehnsucht nach dem Ganzen und dem Einen“, schreibt er einmal, „teuer bezahlt... die Antwort darauf lautet: Krieg dem Ganzen... aktivieren wir die

---

erscheinen. Sie artikulieren einen anderen Blick, dem Heideggers Grundannahmen fraglich geworden sind. Dann kann der Streit natürlich nicht mehr einfachhin auf deren Basis entschieden werden. Oft ist, was „ungerecht“ erscheint, das Wahre.

<sup>9</sup> „Seinlassens“ ist denn auch dem Ansatz nach und bleibt (was immer man an Wendungen noch vornehmen mag) die bloß projektiv-andere Alternative zu „Subjektivität“.

<sup>10</sup> Vgl. D. Kamper, *Die Phantasie an die Macht? Skeptische Überlegungen zur Macht der Phantasie, in: Zur Geschichte der Einbildungskraft* (München 1981) 21–38.

<sup>11</sup> Zwar ist das Geviert plural in sich – aber doch eindeutig nicht im Sinn freier Pluralität, sondern im Sinn einer *Fügung* der Momente zum Ganzen. Zwar versucht Heidegger jenseits der *arche* zu denken („an-archisch“, vgl. R. Schürmann, *Le principe d’anarchie. Heidegger et la question de l’agir* [Paris 1982]), aber damit ist nur die *Herrschens-*, nicht jedoch die Ganzheits-Struktur überwunden (vgl. zu Lyotards Kritik am Heideggerschen und an-archischen Denken: *Essays zu einer affirmativen Ästhetik* [Berlin 1982] 119f.). Gerade der Vergleich mit Lyotard macht Heideggers permanente Ganzheits-Inklination schlagartig deutlich.

Differenzen.<sup>12</sup> Heidegger hat die Gegenwart auf *einen* Begriff gebracht, den der Technik; vielleicht erweist sich sein Denken eben darin als selbst noch dieser unifizierenden Technik und damit der Metaphysik verhaftet. Heidegger spricht von *dem* Sprung, von *dem* Ereignis, von *dem* Gott. Alles ist bei ihm singularisch. So ist Heideggers Denken, von Lyotards Multiplizität aus gesehen, alles andere als postmodern, es bleibt vielmehr gerade dem klassisch-metaphysischen, dem einheitspflichtigen und ganzheitsgerichteten Denktypus verhaftet.<sup>13</sup>

Die Bilder, die Lyotardsche Postmoderne einerseits und Heideggersche Postmetaphysik andererseits als Gepräge unserer Zukunft entwerfen, sind also grunddifferent, und die Wahl zwischen ihnen bedeutet eine Entscheidung ums Ganze. Das eine Mal soll die Zukunft im Zeichen von Multiplizität und Heteromorphie, das andere Mal im Zeichen von Einheitlichkeit und Ganzheitlichkeit stehen. – Gibt es in dieser Kernfrage gegenwärtiger Selbstverständigung und Orientierung einen Entscheidungsanhalt?

Wir haben gesehen, daß jede der beiden Konzeptionen, aus der Perspektive der anderen betrachtet, je durch den Parameter des alten, nicht des neuen Denkens gekennzeichnet erscheint. Lyotard kommt vom technischen Denken nicht los, so Heidegger. Heidegger kommt vom monistisch-holistischen Denken nicht los, so Lyotard. Allerdings hat sich auch eine Asymmetrie dieser Kritik gezeigt, sofern Heideggers Vorbehalt gegenüber Lyotard weniger diesen traf als vielmehr auf Heidegger selbst zurückschlug. Und wenn wir auch nicht der Auffassung sind, daß Lyotards Position keiner Kritik mehr bedürfte, so sind wir doch sicher, daß diese Kritik weder von Heidegger aus zu führen noch nachträglich zu dessen Gunsten zu verbuchen wäre.<sup>14</sup> – Also laufen diese Betrachtungen auf eine Überlegen-

<sup>12</sup> J.-F. Lyotard, Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? in: *Tumult* 4 (1982) 131–142, 142.

<sup>13</sup> Lyotards Ganzheits-Kritik liegt auf der Generallinie gegenwärtigen französischen Denkens (hierüber informiert am besten: M. Frank, *Was ist Neostrukturalismus?* [Frankfurt a. M. 1984]). Die grundlegende Absetzung dieses Denkens vom Heideggerschen wurde erstmals in Derridas Heidegger-Kritik formuliert. Diese Opposition schließt, daß man sich vom Metaphysik-Kritiker Heidegger auch immer wieder anregen läßt, nicht aus. Allerdings ist das Interessantere dabei die Veränderung. Neuerdings hat sich Lyotard in seinem Votum für eine Ästhetik des Erhabenen (Das Erhabene und die Avantgarde, in: *Merkur* 38 [1984] Heft 424, 151–164) sogar direkt auf Heideggers Rede vom „Ereignis“ berufen. Die „französische“ Transformation besteht dabei darin, rein auf das formale Moment der Unterbrechung abzuheben und dieses – in einer denkwürdigen Wiederkehr Adornos (denn es ist offenkundig als Adorno, daß Lyotard Heidegger den Deutschen zurückgibt) – den Maschinerien des Kontinuums und der Positivität entgegenzustellen. Der Unterschied zwischen einer Programmatik der Differenzen und den Aspirationen einer neuen Positivität bleibt auch in solcher Rückgriffs-Gemeinsamkeit deutlich.

<sup>14</sup> Lyotard neigt dazu, die Sprachspiele wie geschlossene Monaden anzusetzen. Damit stellt sich das Problem der Vernunft. Zuzustimmen ist dem Gedanken, daß Vernunft nicht ein Übergreifendes ist, welches über der Vielheit der Sprachspiele steht. Aber der umgekehrte Gedanke, wonach Vernunft nur jeweilige Binnenvernunft der monadischen Sprachspiele sein könne, löst das Problem der Vernunft nicht, sondern verdeckt es nur. Eine solch polymonadische Konzeption hätte erst noch das Faktum der (sprechenden wie verstehenden) Übergänge zwischen den Sprachspielen in seiner Möglichkeit zu bedenken. Eben darin stieße sie auf das wirkliche Problem der Vernunft, denn eben in dieser *transversalen* Dimension liegt (anders als die universalistische Vogelperspektive der Metaphysik und die hermetische Binnenperspektive der Sprachspiel-Monadologie meinen) die eigentliche Potenz der Vernunft. Diese zu thematisieren ist unerlässlich, solange man den faktisch wie intentional kommunikativen Charakter von Sprache nicht einfach verleugnen und der Möglichkeit wirklichen Sprechens sich nicht begeben will. – In dieser – strikt transversal durchzuführenden – Vernunft-Thematik tauchte dann übrigens auch wieder ein Moment von Einheit auf – allerdings völlig anders als bei Heidegger, jenseits jeglicher Allianz mit Ganzheit.

heit des Lyotardschen Modells hinaus? Sie könnten es durchaus, wenn ein letztes Bedenken gegenüber Lyotard ausgeräumt werden könnte, das zugleich ein erstes ist, sofern es dafür hält, daß Lyotard die Partie, bevor sie überhaupt beginne, schon definitiv verloren habe, da sein Plädoyer für Vielheit und gegen Einheit, philosophisch gesehen, allzu naiv, ja schlicht unmöglich sei, denn Denken müsse immer Einheitsdenken sein und das philosophische Denken zumal sei eo ipso das Einheit proklamierende und artikulierende Denken.

Gegen solche Einheitseinklage der Einheitsfreunde (Philomonen) würde nun allerdings wohl sogar Heidegger seinem Kontrahenten zu Hilfe eilen. Und würde sagen, daß all diese philosophischen Formeln von der Differenz, die nicht ohne Einheit gedacht werden könne, und von der eigentlich als Einheit von Einheit und Differenz zu konzipierenden Einheit, daß all diese in der Schachliteratur der Philosophie analysierten und ausgebreiteten Gewinnzüge doch nur für das überkommene, das metaphysische, das ipsistische Denken gelten. Es käme aber gerade darauf an, von diesem Denken Abstand zu nehmen, einen „Schritt zurück“ zu treten.

Am Ende freilich ist längst ein anderer Denker Lyotard zu Hilfe gekommen, einer, der inmitten dieser älteren Denktradition, ja sozusagen am Anfang des metaphysischen Denkens steht und der – und das ausgerechnet in der Grundlegungsschrift dieser Tradition – so souverän wie kein zweiter eine Polysemie des Seins vor Augen geführt und vertreten hat: Aristoteles. Ich habe dabei nicht einmal so sehr die kategoriale Mannigfaltigkeit des *on* im Auge (die ja, wenn auch nur in der schwachen Form des *pros hen*, immerhin noch auf Einheit beziehbar ist), als vielmehr die noch weit radikalere und nun gänzlich unsynthesierbare und irreduzible Pluralität von Seinssinnen, wie Aristoteles sie vor allem in *Metaphysik V 7* dargestellt hat – und der er selbst durchaus nicht schauernd, sondern freudig ins Auge blickte. Seine Seinsswissenschaft ist – im Unterschied zu dem, was in der Tradition daraus gemacht wurde – eine geradezu fröhliche Wissenschaft, eine Wissenschaft der Multiplizität und insofern eine recht französische Wissenschaft. Und natürlich habe ich mit dieser letzten Bemerkung nicht nur Jean-François Lyotard im Auge (dem so nicht-metaphysische Partnerschaft aus der Epoche der Metaphysik zuwächst), sondern auch Pierre Aubenque, denn niemand hat eindringlicher als er diese eminente Offenheit des Aristoteles für die Pluralität des Seins aufgezeigt.<sup>15</sup>

Traditionellen Philosophen also mag Lyotards Postmoderne verdächtig sein, „dem Philosophen“ wäre sie es nicht gewesen. Und zumal heute muß solch positive Diversität als zukunftsversprechend gelten, Einheitssehnsucht hingegen verdächtig sein. Die letztere schlägt nicht nur allzu oft in Totalitarismus um, sondern sie tut das so leicht, weil sie – an der Differenzierungs-Bewegung der Moderne gemessen – totalitär schon ihrem Prinzip nach wirken muß. Heute ist allerorten davon die Rede, daß die zerfaserte Gesellschaft eine neue Begeist(er)ung brauche. Der verbreitete Irrtum ist dabei, daß diese Begeist(er)ung nicht bloß integrativ wirken solle, sondern, um dies zu können, einem Einheitsprinzip sich verdanken müsse. Dementgegen ist festzuhalten, daß die neue Begeisterung, wenn sie die Potentiale der Moderne nicht abwürgen und ersticken soll, sondern befreien und fortführen will, einzig eine Begeisterung an der Vielfalt wird sein können. Die Achsen künftigen Selbst- und Weltverstehens werden polymorph organisiert sein oder einfrieren. In diesem Sinn steht zu hoffen, daß Lyotards Paradigma von Postmoderne unsere Sprachspiele noch lange beleben, sprich multiplizieren, diversifizieren und in neue Irritationen führen wird.

<sup>15</sup> Vgl. P. Aubenque, *Le problème de l'être chez Aristote. Essai sur la problématique aristotélicienne* (Paris 1952). – P. Aubenque danke ich auch für Hinweise zu meiner Heidegger-Kritik.